

sche, ungenügend bezahlte Berufe – in Krippen, Altersheimen, in der Spitex. Und gehe davon aus, dass Frauen lediglich den Zweitverdienst erbringen müssten. Damit schneide sich die öffentliche Hand ins eigene Fleisch: Es fehlen Männer in Krippen, Heimen, in der Spitex.

Unglücklicher Automatiker

Wie stark der kleine Unterschied in unseren Köpfen verankert ist, weiss Oberassistentin Karin Schwiter auch aus dem eigenen Alltag. Wenn sie die Arbeit einer Studentin lese, räumt sie ein, ertappe sie sich oft beim Gedanken: «Toll, die war jetzt fleissig!» Bei einem Mann hingegen denke sie: «Was für ein Talent!» «Exzellenz ist in unseren Köpfen mit Männlichkeit konnotiert, Fleiss mit Weiblichkeit.»

Wie steht es um den kleinen Unterschied in fünf, in zehn Jahren? Karin Schwiter gibt sich «verhalten optimistisch». Die Schweiz stehe zunehmend im weltweiten Wettstreit um gute Arbeitskräfte, in den Männerdomänen Informatik, Ingenieurwesen und Mechanik wie in frauendominierten Gesundheitsberufen. Es brauche also, sagt die Forscherin, nicht einmal eine feministische Optik, denn das Durchbrechen der geschlechtertypischen Berufsfelder werde immer mehr zur wirtschaftlichen Notwendigkeit. Zudem sei es ein Gewinn für die Gesellschaft, wenn Frauen und Männer in ihrer Berufswahl nicht mehr derart stark eingeschränkt seien, fügt sie hinzu. Und erzählt von einem jungen Mann, der zuerst Automatiker gelernt habe, weil schon in der Sekundarschule klar gewesen sei: Männer machen etwas Technisches, Frauen etwas Soziales. Der junge Mann sei als Automatiker indes nicht glücklich geworden und habe noch eine Lehre als Krankenpfleger gemacht. Da sei «ihm die Welt aufgegangen». Pionierinnen und Pioniere in einem untypischen Beruf, stellt Karin Schwiter fest, zeigten überdurchschnittlich viel Freude und Stolz über das Erreichte. Noch zahlen sie indes einen (zu) hohen Preis für ihren Wagemut.

Kontakt: Dr. Karin Schwiter, karin.schwiter@geo.uzh.ch

«Jagen und gejagt werden»

Unser Körper ist von Geburt an meist eindeutig männlich oder weiblich. Die Psyche muss mit diesem biologischen Unterschied erst leben lernen. Das geht nicht ohne innere Konflikte, sagt Monika Gsell. Mit der Psychoanalytikerin sprach Roger Nickl.

Frau Gsell, wie gross ist der kleine Unterschied zwischen Frauen und Männern?

Monika Gsell: Biologisch gesehen ist der kleine Unterschied radikal. Dieser biologische Unterschied stellt das Individuum vor einen grossen Konflikt. Denn die Psyche kennt den Unterschied zwischen Frau und Mann anfänglich nicht. Die Psyche bei einem neugeborenen Baby ist geschlechtlich undifferenziert, der Körper ist dagegen in der Regel eindeutig männlich oder weiblich.

Zu welchem Konflikt führt das aus psychoanalytischer Sicht?

Gsell: Um dies zu beantworten, müssen wir uns zuerst vor Augen führen, wie sich Geschlechtsidentität und Sexualität bei einem Kind entwickeln. Zwischen dem ersten und dem dritten Lebensjahr bauen sich die psychischen Ich- und Identitätsstrukturen auf. Damit einhergehend entwickelt sich auch die Geschlechtsidentität. Zwischen dem dritten und sechsten Jahr siedelt die Psychoanalyse dann die ödipale Phase an. In dieser Zeit beginnt sich die Sexualität des Kindes zu entwickeln.

Meine Tochter hatte jedenfalls mit drei schon eine Vorstellung von Geschlechterdifferenz: Männer würden Krawatten tragen und Frauen Röcke, sagte sie damals ...

Gsell: ... (lacht) und wenn Sie dann einen Rock und Ihre Frau eine Krawatte getragen hätte, wären Sie dann wahrscheinlich die Frau und Ihre Frau der Mann gewesen. So klar sind die Geschlechtszuschreibungen in diesem Alter nicht. Krawatte und Rock sind ja auch austauschbar – das ist keine radikale Differenz. Damit kann man auch spielen.

Wann wird den Kindern denn der biologische Unterschied klar?

Gsell: Der Konflikt mit der Geschlechtsdifferenz entsteht etwa mit vier Jahren. In dieser Zeit wird das Kind mit aktiven und passiven, auf das Genitale bezogenen Triebforderungen konfrontiert. Aktiv meint, das Subjekt will mit jemandem etwas machen, und passiv, das Subjekt will, dass jemand mit ihm etwas macht. Bei Kindern sieht man das gut im Spielverhalten. Sie lieben es, wenn sie gejagt und dann gepackt werden. Das sind passive Wünsche. Der umgekehrte Wunsch ist dann das aktive Jagen.

Und was ist jetzt das Problem?

Gsell: Auf der Ebene der Genitalien wird es schwierig, den aktiven und den passiven Aspekt des Triebes zu befriedigen. Denn dazu braucht es organische Entsprechungen. Für den aktiven genitalen Triebwunsch ist ein penetrationsfähiges Organ und beim passiven Triebwunsch ein aufnahmefähiges Organ notwendig. Weil wir nun aber von der Biologie her in der Regel entweder Frauen oder Männer sind, bleibt einer dieser Triebe mit Bezug auf das Genitale unbefriedigt.

Wie wir es drehen und wenden: Aus Ihrer Sicht bleibt einer unserer sexuellen Wünsche immer unbefriedigt. Das klingt hart. Ist der Mensch denn eine Fehlkonstruktion?

Gsell: Ja, Psyche und Körper passen in diesem Punkt schlecht zusammen, insofern kann man das durchaus sagen.

Was sind die Folgen dieser konfliktreichen Konstellation?

Gsell: Triebforderungen, die nicht befriedigt werden können, bringen das ganze psychische Gleichgewicht durcheinander. Weil die Psyche ständig versucht, die Störung des Gleichgewichts zu beheben, gibt es ganz unterschiedliche und unterschiedlich komplexe Abwehrmechanismen,

um diesen Konflikt zu bewältigen. Er kann verdrängt oder verleugnet werden, das ist problematisch. Die günstigste Variante ist, wenn die Triebwünsche, die aus prinzipiellen Gründen nicht zu befriedigen sind, desexualisiert werden. Das heisst, dass die libidinöse Energie von den frustrierenden Triebwünschen abgezogen wird und einer anderen Funktion zur Verfügung steht. Freud hat in diesem Zusammenhang von Sublimierung gesprochen. Damit scheinen wir in unserer Kultur zunehmend Mühe zu haben.

Auf diesen Punkt möchte ich gleich zu sprechen kommen. Zuerst müssen Sie mir aber noch erklären, wie ich mir die Desexualisierung vorstellen muss.

Gsell: Bei einem jungen Mann heisst das beispielsweise, dass die Energiezufuhr, die den passiv-genitalen Triebwunsch anheizt, blockiert wird – Freud spricht in diesem Zusammenhang davon, dass die Psyche Gegenkräfte mobilisiert und «Dämme» errichtet. Die dadurch frei werdende Energie kann dann beispielsweise in einem Berufswunsch oder einem leidenschaftlichen Hobby untergebracht werden, das mit dem aufgegebenen sexuellen Wunsch in irgendeiner unbewussten, assoziativen Verbindung steht.

Weil wir eine Fehlkonstruktion sind, müssen wir anfänglich bestehende sexuelle Bedürfnisse kappen, um glücklich zu werden?

Gsell: Ja.

Was passiert denn, wenn die Desexualisierung nicht gelingt – wie zeigen sich die Folgen in der therapeutischen Praxis?

Gsell: Es kann zum Beispiel zur totalen Blockade von sexuellem Begehren führen. Diese kann auch andere, nicht-sexuelle Bereiche, etwa das Beziehungsverhalten oder den Beruf anstecken.

Sie haben nun angedeutet, dass Menschen in unserer Kultur besonders Mühe haben, diesen innerpsychischen Konflikt, den Sie beschrieben haben, zu bewältigen. Wie kommen Sie darauf?

Gsell: Die Antwort, die ich Ihnen auf diese Frage zum jetzigen Zeitpunkt geben kann, ist noch sehr spekulativ – es ist eine Hypothese, die ich aufgrund unterschiedlichster Beobachtungen gebildet habe und erst gerade anfangs, wissen-



«Die Kultur unterstützt das Individuum bei der Bewältigung seiner psychischen Konflikte.» Monika Gsell

schaftlich zu untersuchen. Bei der Beschäftigung mit ethnologischem Material ist mir klar geworden, dass die Kultur eine bedeutende psychische Funktion hat: Sie unterstützt das Individuum bei der Bewältigung seiner psychischen Konflikte. Wie gut es der Kultur gelingt, diese Aufgabe zu erfüllen, scheint nun unter anderem davon abzuhängen, wie gross der individuelle Spielraum an Selbstbestimmung innerhalb der gesellschaftlichen Normen ist: Ist der Spielraum zu klein, wird das Individuum von den normativen Idealen seiner Kultur erdrückt, und es leidet. Ist der Spielraum aber zu gross, leidet das Individuum auch – aber aus einem anderen Grund: Es leidet jetzt daran, dass es – mit dem Psychoanalytiker Jacques Lacan gesprochen – keine symbolische Ordnung mehr gibt, in die es sich integrieren kann.

Und diesen Punkt haben wir nun erreicht?

Gsell: Ja, mir scheint, dass dies der Punkt ist, an dem die postmodernen westlichen Gesellschaften sich heute befinden: Der Individualisierungs-

prozess ist heute an einem Höhepunkt, und das heisst auch: an einem Umschlagpunkt angelangt. Mit paradoxen Folgen: Wir haben heute so viele Freiheiten wie nie zuvor, werden gleichzeitig aber

Zur Person

Monika Gsell ist promovierte Germanistin, ausgebildete Psychoanalytikerin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl Gender Studies und Islamwissenschaft der UZH. Im Zentrum ihrer Forschungsinteressen stehen die psychischen Konflikte rund um Geschlecht und Sexualität sowie das Wechselverhältnis von Psyche und Kultur. In ihrem aktuellen Forschungsprojekt untersucht sie, inwiefern die kulturell unterschiedlichen Formen von chirurgischen Eingriffen in den menschlichen Genitalbereich als Symptome verstanden werden können, die die geschlechtsbezogenen, psychischen Konflikte zum Ausdruck bringen und gleichzeitig zu lösen versuchen.

Kontakt: monika.gsell@aoi.uzh.ch



«Je sicherer unsere Ich-Strukturen gebaut sind, desto entspannter können wir mit Differenzen, Konflikten, Irritationen umgehen» Monika Gsell

immer unglücklicher, weil die Kultur uns bei der Bewältigung unserer «strukturell bedingten», endogenen Konflikte, von denen wir gesprochen haben, nicht mehr zu unterstützen vermag. Wir reagieren auf dieses innere Elend, indem wir dessen Ursachen nach aussen projizieren und weiterhin die Gesellschaft mit ihren vermeintlich normativen Zumutungen verantwortlich machen dafür.

Können Sie das an einem Beispiel konkretisieren?

Gsell: In meinen Vorlesungen bringe ich gerne das Beispiel einer Familie mit zwei Kindern, einem Baby und einem fünfjährigen Sohn, über die eine kanadische Zeitung berichtet hat. Die Eltern haben sich entschieden, das biologische Geschlecht des Babys geheim zu halten, um es vor den «vergeschlechtlichenden» Zumutungen der Umwelt zu schützen und ihm die Möglichkeit zu geben, «seine Geschlechtsidentität selbst zu wählen». Der Fünfjährige wiederum darf, seit er 18 Monate alt ist, Kleider und Spielsachen selber aussuchen. Er wird von seinen Eltern ermutigt, die

sozialen Erwartungen bezüglich geschlechtstypischem Aussehen herauszufordern. Die Eltern sind stolz darauf, dass er sich Gender-atypisch verhält und lauter rosarote Kleider und Spielzeuge auswählt und sich die Nägel lackiert. Als Psychoanalytikerin mit einer besonderen Aufmerksamkeit für die mit der Geschlechtsdifferenz verbundenen inneren Konflikte läuten mir spätestens an diesem Punkt der Geschichte die Alarmglocken: Es scheint, dass der Junge in der Bildung seiner Geschlechtsidentität – das heisst bei der Integration seines Genitales in sein Körperbild – so verunsichert ist, dass er sich an den auffälligsten Geschlechterstereotypen seiner Gesellschaft orientiert. Das ist sicherlich ein extremes, aber gerade deshalb sehr anschauliches Beispiel dafür, was passiert, wenn wir einem Individuum zumuten, seine inneren Strukturen ganz ohne Unterstützung der Aussenwelt, in totaler Freiheit und Selbstbestimmung also, aufzubauen: Der Wunsch der Eltern, das Kind vor den gesellschaftlichen Geschlechterstereotypen zu bewahren, bewirkt unter Umständen genau das Gegenteil.

Heisst das, dass Sie sich dafür stark machen würden, die Differenzen zwischen den Geschlechtern zu akzentuieren und nicht einzuebnen?

Gsell: In einem ganz bestimmten, eingeschränkten Sinn, ja, nämlich genau dort, wo sie Ausdruck von inneren Prozessen sind und uns dabei helfen, die eigene Geschlechtsidentität sicher zu entwickeln.

Platt formuliert: Der Macho und die Tussi sind wichtige Referenzen, wenn es um die Ausbildung der Geschlechtsidentität geht?

Gsell: Nein, selbstverständlich nicht. Es gibt einen kategorialen Unterschied zwischen geschlechtstypischem und geschlechtsstereotypem Verhalten. Der Macho und die Tussi gehören zu letzterem. Es sind Karikaturen, das heisst erstarrte und übertriebene Klischees, und als solche bereits Resultat von Verunsicherung und Abwehr. Das hat nichts mit einem entspannten, sicheren Umgang mit Geschlechtsdifferenzen zu tun, der es mir ermöglicht zu sagen: «Ich bin eine Frau, ich fühle mich weiblich, muss dies aber nicht stereotyp unter Beweis stellen und kann auch entspannt damit umgehen, wenn andere Menschen nicht klar zuzuordnen sind oder ein geschlechtsatypisches Verhalten haben.» Mir geht es letztlich um eine ganz zentrale Einsicht: Je sicherer unsere Ich-Strukturen gebaut sind, desto entspannter und flexibler können wir mit Differenzen, Unsicherheiten, Konflikten und Irritationen umgehen. Deswegen mache ich mich dafür stark, dass man den Kindern ermöglicht, eine sichere Geschlechtsidentität aufzubauen und das Genitale, das sie haben, in ihr Körperbild zu integrieren.

Wird dem heute etwa in der Erziehung aus Ihrer Sicht genügend Rechnung getragen?

Gsell: Ich bin keine Erziehungswissenschaftlerin und kann nicht beurteilen, welche Trends zurzeit herrschen. Was mir aber in der theoretisch orientierten, sozialkonstruktivistischen Literatur auffällt, ist, dass geschlechtstypisches Verhalten häufig als unerwünschter Effekt von normierender Erziehung verstanden wird.

Was ist daran falsch?

Gsell: Es ist wichtig zu unterscheiden zwischen dem, was von innen kommt, also Ausdruck von inneren Prozessen und Symbolisierungen ist, und

Mehr als X und Y

Männer haben ein Y- und ein X-Chromosom, Frauen zwei X-Chromosomen – so steht es in jedem Lehrbuch. Doch das allein erklärt nicht, warum die beiden Geschlechter biologisch so verschieden sind. Von Felix Würsten

Der kleine Unterschied zeigt sich in jeder einzelnen Zelle. Beim 23. Chromosomenpaar sind Frauen und Männer in einem entscheidenden Punkt verschieden: Während Frauen über zwei X-Chromosomen verfügen, haben Männer nur ein X-Chromosom, dafür aber noch ein Y-Chromosom. Diese Differenz, so steht es in jedem Biologielehrbuch, ist letztlich dafür verantwortlich, dass Männer und Frauen so unterschiedliche Wesen sind.

Monica Zwicky, Professorin für Genetik und Entwicklungsbiologie am Institut für Molekulare Biologie der Universität Zürich, mag sich mit dieser oberflächlichen Erklärung nicht begnügen. Sie will möglichst genau verstehen, warum diese anfängliche Abweichung beim genetischen Code zu einem derart grossen Unterschied beim ausgewachsenen Lebewesen führt: Wo genau werden die entscheidenden Weichen gestellt? Wann beginnt bei Männern und Frauen die Entwicklung von der befruchteten Eizelle hin zum ausgewachsenen Organismus auseinanderzudriften?

Frühe Weichenstellung

Erstaunlich früh nach der Befruchtung, stellt die Wissenschaftlerin fest. Bei der Drosophila-Fliege, dem Modellorganismus, mit dem sie ihre Untersuchungen durchführt, erkennt man die ersten Differenzen zwischen Männchen und Weibchen bereits nach 14 Stunden. Schon zu diesem frühen Zeitpunkt werden im Embryo die Gonaden angelegt, aus denen später beim Männchen die Hoden und beim Weibchen die Eierstöcke entstehen. Auch beim Menschen bilden sich die Anlagen für die Geschlechtsorgane bereits relativ früh nach der Befruchtung der Eizelle. Und von da aus nimmt die weitere Entwicklung dann ihren Lauf: Die späteren Hoden und Eierstöcke beginnen die entsprechenden Geschlechtshormone auszuschütten. Diese wiederum sind dafür verantwortlich, dass der Penis und die Gebärmutter wachsen.

Es ist eine komplexe Kaskade von Reaktionen, die da in Gang gesetzt wird. Sie funktioniert nur, weil ganz unterschiedliche Gene auf verschiedenen Chromosomen in einer klar definierten Reihenfolge aktiviert werden. «Es ist eine regelrechte Befehlskette», erläutert Zwicky. «Es gibt Gene, die Befehle ausgeben, solche, die Befehle aufnehmen und weitergeben, und andere, die Befehle ausführen.» Zuoberst in dieser Befehlshierarchie sitzt bei den Männern tatsächlich ein Gen auf dem Y-Chromosom. Das SRY-Gen – die Abkürzung steht für «Sex determining region Y» – stellt die entscheidende Weiche. Es bringt den Prozess ins Rollen, der aus einer Eizelle einen Mann entstehen lässt.

Da Frauen dieses Gen nicht haben, wird bei ihnen eine andere Kaskade angestossen. Es gibt bestimmte Gene, die für die weibliche Entwicklung unabdingbar sind. Wenn diese nicht richtig funktionieren, kommt es zu einer Vermännlichung und damit zu einer geschlechtlichen Zwischenform. «Es gibt in diesem ganzen Netzwerk eine fein austarierte Balance: Gewisse Gene drücken die Entwicklung eher in Richtung männlich, andere eher in Richtung weiblich», erklärt Zwicky. Nur wenn alle Gene auf die richtige Weise aktiviert werden, verläuft die geschlechtliche Entwicklung in den vorgesehenen Bahnen.

Dass an diesem Vorgang nicht nur die X- und Y-Chromosomen beteiligt sind, zeigt sich an den Männern und Frauen, die mit einem «verkehrten» 23. Chromosomenpaar ausgerüstet sind. In gewissen Fällen kann es bei der Spermienbildung geschehen, dass das SRY-Gen vom Y-Chromosom auf das X-Chromosom übertragen wird. Als Folge einer solchen Mutation können Frauen mit einem Y-Chromosom oder Männer mit zwei X-Chromosomen entstehen. Im ersten Fall wird – trotz Y-Chromosom – die männliche Entwicklung nicht angestossen, weil eben das entscheidende SRY-Gen fehlt. Im zweiten Fall hingegen

dem, was von aussen aufoktroiert wird, auch wenn dies im Einzelnen nicht immer klar und nicht immer einfach zu erkennen ist. Ich bin ganz einverstanden, wenn man – wie das heute auch selbstverständlich ist – den Kindern keine geschlechtsspezifischen Verhaltensnormen aufzwingt. Etwas anderes ist es, wenn geschlechtstypisches Verhalten von Kindern Ausdruck von inneren Prozessen ist. Dieses kann und soll man ruhig bestätigen und unterstützen. Ein Mädchen zum Beispiel, das anfängt sich zu produzieren, sich zeigt und dreht und in seinem neuen Kleidchen bewundert werden will, möchte in seinem gesunden, narzisstischen Stolz auf seinen weiblichen Körper bestätigt werden. Wenn wir das tun, helfen wir ihm bei der Besetzung seiner Weiblichkeit, und das braucht es. Ein Kind, dessen Körper nicht gleichzeitig von innen und von aussen besetzt wird, wird es schwer haben, ein kohärentes Körperbild zu entwickeln.

Frau Gsell, besten Dank für das Gespräch.

Gender Studies an der UZH

Der Lehrstuhl Gender Studies und Islamwissenschaft der UZH, an dem Monika Gsell forscht, befasst sich mit zwei Arbeitsschwerpunkten. Der Schwerpunkt «Geschlecht und Konstruktionen kultureller Differenz» untersucht, wie in einer zunehmend globalisierten Welt Geschlechterverhältnisse zum Gegenstand politischer Interventionen und kulturalisierender Repräsentationen werden. Kulturelle Konstruktionen von Geschlecht werden dann beispielsweise dazu benutzt, um andere Kulturen als rückständig zu brandmarken respektive die eigene Kultur als moralisch überlegen darzustellen. Der Schwerpunkt «(Re)Constructing Sex» fokussiert auf die Frage, wie die verschiedenen Formen der biologischen, psychischen und sozialen Konstruktionen von Geschlecht zusammenwirken. Ziel dieses Arbeitsschwerpunktes ist es auch, den Dialog zwischen den beteiligten Disziplinen – der Biologie, der Psychologie und Psychoanalyse sowie der Sozial- und Kulturwissenschaften – zu intensivieren.